

DIE LETZTE CHANCE

Wer von Drogen nicht mehr loskommt, kommt in das Kloster Thamkrabok in Thailand. Wenn er Glück hat.

Text: Fritz Schaap, Patrick Witte
Fotografie: Sascha Montag

Carl weiß nicht, was er tut. Die Spur des Kugelschreibers auf dem Papier ähnelt nur vage seiner Unterschrift. Schweiß steht in kleinen Perlen auf der blassen Stirn des Muskelberges. Langsam und gnadenlos zieht das Subutex seine schützende Hand über ihm weg, und mit der Wirkung des halbsynthetischen Opioids gehen auch Klarheit, Ruhe und Sicherheit. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Vertrag des thailändischen Klosters Thamkrabok, in dem er garantiert, mindestens fünf Tage hierzubleiben, in dem er aufgeklärt wird, dass im Falle seines Todes keine Haftung übernommen wird und er nur dieses eine Mal aufgenommen wird, dass er nur diese eine Chance hat. Das alles wird er morgen nicht mehr wissen. In der Zeile für den Grund seines Kommens stehen drei Worte, die sein Leben ruiniert haben: Heroin, Crack, Steroide.

Carl ist angekommen. Ganz unten. In Thamkrabok. Wer hierherkommt, 130 Kilometer östlich von Bangkok, kennt keinen anderen Ausweg mehr. In trügerischer Idylle liegt das Kloster im Dschungel unter Kokospalmen und Mangobäumen. Riesige Buddhastatuen in strahlendem Gold und aus schwarzer Lava grüßen schon von weitem – doch Thamkrabok bedeutet für viele nur eins: Drogenentzug. Angeblich der härteste der Welt. Zu hart zum Beispiel für Pete Doherty, der nach zwei Tagen bei Nacht und Nebel aus dem Kloster geflüchtet sein soll.

Wer man ist, was man getan hat, was man genommen hat, wo man herkommt, ist aber egal: Abgewiesen wird hier keiner.

Schwitzen im Dampfbad und Dharma-Talks mit den Mönchen als Weg zum Cleanwerden



Selbst Junkies nicht, die im Drogenrausch ihre Schwester vergewaltigten oder ihren Nachbarn mit der Axt erschlugen – solange man sich im Kloster an die Regeln hält, wird nicht nachgehakt. Die Abhängigen geben Pass und Geld ab, streifen eine rote Baumwollkluft über, die an Straflagerkleidung erinnert, unterschreiben den Eintrittsvertrag und lassen sich wie Carl im Patiententrakt einschließen.

„Die nächsten drei Tage möchte ich nicht er sein", sagt Nick und lächelt ein Lächeln, das irgendwo zwischen schelmisch und altersweise liegt. Sanft, aber bestimmt legt er seine Hand auf Carls tätowierte Schulter und bringt ihn in den Schlafsaal. Nick weiß, wovon er redet.

Es gab Zeiten, da war Nick ein Star. Ende der Achtzigerjahre war er Bassist der britischen Band Curiosity Killed the Cat, stand hoch in den Charts. Sex, Drugs & Rock 'n' Roll waren die Leitbegriffe seines Lebens. Er versuchte es mit Entzügen in England, dann Sri Lanka, geriet zwischen die Fronten des Bürgerkrieges und floh vor dem Gemetzel zurück auf die Insel. Als er merkte, dass es wieder nicht mehr weit war vom Gin zur Nadel, kam er vor sechs Monaten nach Thamkrabok. Fast alle Mönche hier haben ähnliche Drogenvergangenheiten.

Am nächsten Morgen sitzt Carl im Schatten eines Jackfruchtbaumes hinter dem hohen Zaun, der den Patiententrakt umgibt. Das Behandlungszentrum wirkt vergleichsweise klein gegenüber dem Rest des Klosters. Ein spitz zulaufendes Eisengatter umzäunt einen quadratischen, halb überdachten Zementhof und zwei einfache, langgezogene Baracken. Eine für Westler, eine für Thais, jede mit Platz für bis zu 30 Metallbetten. Die Frauen allerdings müssen separat schlafen. „Warum wohl?", lacht Nick. „Sind die Drogen erst einmal aus dem Körper raus, tauchen lange betäubte Triebe wieder auf."

Diese Form der Triebe ist Carls geringstes Problem. Stumpf schaut er zu den anderen Patienten hinüber. Es ist keine zwei Stunden her, da hatte er beschlossen, wieder abzureisen, sich nach Bangkok durchzuschlagen und am Flughafen zu warten, bis ihm jemand Geld für den Flug überweisen würde. Als das Substitutionsmittel Subutex vollends abgebaut war, hatte ihn jeder Mut verlassen. Er hatte keinen Bock mehr, alleine im Dschungel zwischen Moskitos, Kobras, Königsvipern, Klapperschlangen und giftigen Hundertfüßlern. „Das ist wie Knast hier, nur schlimmer", sagt er. Und wie im Knast ließ man ihn nicht gehen.

Der Entzug in Thamkrabok ist eine weltweit einmalige Methode. Es gibt keine Sozialarbeiter oder Psychologen, keine Wartezeit und keine Kosten. Und keine Substitution. Thamkrabok entzieht kalt. Fünf Tage dauert der körperliche Entzug, dann sei zumindest der Körper von allen Giften nahezu gereinigt, sagen die Mönche. Doch der Weg dahin ist eine Tortur. Denn entgiftet wird vor allem mit Hilfe eines braunen, stinkenden Kräutersuds. Sein Rezept ist nur drei Mönchen bekannt. Aber seine Wirkung machte Thamkrabok unter Junkies weltweit berühmt und berüchtigt: Er führt zum sofortigen anhaltenden Erbrechen. In den letzen 50 Jahren waren um die 100.000 Patienten hier.

Einmalig ist der Entzug auch, weil der Abt verboten hat, den Kräutersud zu exportieren. Selbst die CIA, so erzählt man sich im Kloster, soll versucht haben, den Sud zu analysieren. Ohne Erfolg. Ihre Wirkung entfalten die 109 Kräuter und Hölzer des Tranks nur, wenn die Zutaten auf dem Gelände des Klosters angebaut wurden, sagt der Medizinmann. Die Erfolgsquote ist beeindruckend. 70 Prozent der Patienten seien selbst nach zwei Jahren noch clean, behaupten klostereigene Umfragen. In Deutschland hingegen sind es gerade einmal fünf.

Experten wie Reimar Hinrichs, Psychotherapeut und Suchtexperte am Therapiezentrum Cura in Berlin, bestreiten allerdings vehement die Möglichkeit, den Körper in fünf Tagen zu reinigen: „Medizinisch und biochemisch ist das nicht möglich. Allein die Halbwertszeit des Tranquilizers Valium beträgt mindestens sechs Wochen, egal wie der Entzug aussieht." Er sieht das Modell Thamkrabok aber durchaus als Alternative zum europäischen Entzug. „Thamkrabok ist eine wichtige Methode, warum sollte man sie nicht ausprobieren." Allerdings bahnen sich bei ihm auch die Erlebnisse und Enttäuschungen seiner 20-jährigen Berufserfahrung ihren Weg. Auch die Behandlungserfolge in Thailand seien mit Vorsicht zu genießen. „In den mir bekannten wissenschaftlichen Studien sehen die Langzeiterfolge von Thamkrabok ähnlich aus wie bei uns. Man muss nur lange genug warten, dann hat man den Rückfall. Aus einer Primel macht kein Mensch eine Rose."

Möchte man Carl mit einer Pflanze vergleichen, dann eher mit einer





morschen Eiche denn mit einer Blume. Massig sitzt er da, übersät mit Moskitostichen. Seine Hämorrhoiden – Nebenwirkung der Steroide – plagen ihn, die Stiche jucken. Dass er unterschrieben hat, mindestens fünf Tage hierzubleiben: Er weiß es nicht mehr. Seine Stimme ist tief, und doch ist ein leichtes Flackern darin nicht zu überhören: die Angst, es hier nicht zu schaffen. Die Angst, es gar nicht mehr zu schaffen.

„Der zweite und der dritte Tag sind für die meisten am schwersten", sagt Nick. „Ohne Stoff kapieren sie zum ersten Mal, wo sie gelandet sind."

Der harte Teil beginnt für ihn erst heute Nachmittag. Noch hat er den Eintrittsschwur nicht geleistet, ohne den die Behandlung nicht anfangen darf. Bis dahin schaut er den anderen beim streng reglementierten Tagesablauf zu: vier Uhr aufstehen. Fünf Uhr fegen. Erst um acht Uhr gibt es Frühstück. „Wir wollen, dass sie arbeiten, soweit sie können", sagt Nick. „So gewinnen sie wieder Struktur und Ordnung, vor allem aber Selbstbewusstsein und den Glauben daran, wieder ein eigenes Leben bewältigen zu können." Um elf verlassen die Kranken ihren Trakt und ziehen unter Aufsicht der Mönche zum ersten Teil der Entgiftung in die Dampfsauna. Um 13 Uhr geht es zum Yoga, um 14 Uhr zum Dharma-Talk, um 15.30 Uhr zum Erbrechen, um 19 Uhr wird gemeinschaftlich gesungen, und um 21 Uhr heißt es Nachtruhe.

„Der zweite und der dritte Tag sind für die meisten am schwersten", sagt Nick. „Ohne Stoff kapieren die Patienten zum ersten Mal richtig, wo sie eigentlich gelandet sind und dass sie hier die nächsten Tage auch nicht mehr herauskommen. Aber wir Mönche sind für die Neuen da und putzen auch einmal die Scheiße weg, wenn ihr Bett voll ist." Jeder Mönch im Kloster hilft im Rahmen seiner Fähigkeiten. Phra Stephan beispielsweise hält die Temperatur in den Dampfsaunen auf konstanten 90 Grad. Seit sieben Monaten ist der 36-jährige Ulmer im Kloster. Seine Haare sind kurzgeschoren wie bei allen Mönchen. Tief eingegrabene Falten um seine Nase lassen ihn gut zehn Jahre älter wirken.

„Thamkrabok hat mir den Arsch gerettet. Selbst mein Arzt gab mir nur noch ein halbes Jahr", sagt Stephan. Seine Augen fixieren sein Gegenüber, verharren kurz, um dann doch wieder abzugleiten, während er seine Geschichte erzählt. Geld war immer da, er machte seinen Job als Elektrotechniker, die Eltern sind wohlhabend, jahrelang rauchte er nur ab und zu einmal ein Blech. Bis es Probleme mit der Freundin gab. Bis der Job immer anstrengender wurde. Bis das gelb-weiße Pulver, das immer alle Probleme löste, selbst das Problem wurde.

Abgemagert und vollgeknallt kam er nach Thailand. Der Taxifahrer am

Flughafen wollte ihm Nutten und Drogen aufschwatzen, aber er schaffte es mit letzter Willenskraft ins Kloster. Heftiger, aber auch kürzer seien die Entzugserscheinungen hier gewesen. Bereits nach zwei Tagen konnte er wieder durchschlafen. Geträumt hat er trotzdem noch monatelang von Drogen, genommen hat er keine mehr. „Fünf Prozent unserer Therapie laufen über das Erbrechen, der Rest ist Kopfsache“, sagt Stephan. „Aber ohne die Entgiftung geht gar nichts.“

Das Erbrechen bringt die Süchtigen weg vom Gift, doch die Entfernung hält sie weg vom Milieu. Nach dem Entzug bildet das Kloster daher vor allem für die Westler ein willkommenes Refugium – ohne Szene, ohne Dealer, aber auch ohne die Anstrengung, sich wieder in die alte Welt eingliedern zu müssen.





Denn wer stellt schon einen Ex-Junkie ein? Stephan muss los, die Dampfbäder anheizen. „Morgen nach dem Saunagang“, ruft er zum Abschied.

Am nächsten Vormittag defiliert eine Parade Tätowierter in karierten Tüchern über den Hof des Klosters zum Dampfbad. Die Sonne steht hoch über dem Dschungel, die Augen der Patienten sind hinter verkniffenen Schlitzen kaum zu erkennen. Carl läuft im wiegenden Gang der Bodybuilder am Ende des Zuges. Seine Arme stehen schräg vom Körper ab, die Muskeln aufgepumpt, so sehr, dass die Venen fingerdick hervortreten, die Augen glasig und stumpf.

Nach dem Dampfbad sitzt er auf einer Steinbank gegenüber dem kleinen rosafarbenen Häuschen, aus dem nach Zitronengras riechender Dampf aufsteigt. Ein schwarzer Schmetterling fliegt torkelnd vorbei. „Scheiße, Mann!“, Carl stiert dem Insekt ungläubig hinterher, „Scheiße, die haben hier Fledermäuse. Bei Tageslicht!“

Carls Leben wurde früh von Alkohol und Drogen geprägt. Mit elf fing er an zu saufen, mit 15 tauchte er ein in den Techno-Untergrund von Dublin. Pillen, Heroin, Crack wurden seine steten Begleiter. Er verkaufte, um seinen Konsum zu decken. Vor ein paar Jahren nahmen dann Gewichte und Steroide den Platz von Pfeife und Nadel ein.

Bis vor sieben Wochen. Die Geburt seines Sohnes stand unmittelbar bevor. Streit mit dem Chef, Angst vor der Vaterrolle. Denn einen wirklichen Vater hat er selber nie gehabt, seines Vaters große Liebe war nicht der Sohn, es war der Schnaps. Carl war überfordert, Panik stieg in ihm auf, und er kehrte zurück in den weichen Schoß der Droge. „Heroin ist wie die Umarmung einer Mutter“, sagt Carl. Der folgende Selbstmordversuch schlug fehl. Er kam hierher. „Ich fühle mich wie eine Kerze, deren Feuer ausgeblasen wurde, doch deren Docht noch leicht im Wind glimmt“, sagt er, bevor er zurück in den Patientenstrakt muss. Das Feuer, Carl hofft es hier wiederzufinden.

Hinter den kleinen Betonhütten sitzt Stephan vor einem Berg aus Kräutern. Für den Entzug in Deutschland hat er nur noch Hohn und Spott übrig. „Allein die Atmosphäre! In Deutschland redet man die ganze Zeit über Stoff, pusht sich gegenseitig zurück zu den Drogen. Und wenn ich keinen Bock mehr habe, kann ich jederzeit aus der Klinik abhauen. Hier nicht. Das hat mir geholfen.“

„Ich fühle mich wie eine Kerze, die ausgeblasen wurde, doch deren Docht noch leicht im Wind glimmt“, sagt Carl. Das Feuer, er hofft es hier wiederzufinden.

Die meisten staatlichen Entzugskliniken seien voll von Drogen, erzählt er. „Vor allem die Russlanddeutschen haben die Kliniken im Griff. Die verkaufen einem alles. Auch Heroin.“ Ein weiteres Problem ist die Substitution. Nach der Hürde Entzugsklinik wirkt die Hilfe durch Methadon, Subutex und Co. für viele Patienten eher wie ein tödlicher Bumerang. Kontrolliert wird die vorschriftsmäßige Einnahme der Medikamente nur das erste halbe Jahr über. Danach wird ein Take-Home-Rezept ausgestellt. Eine ganze Wochenration kann so an einem Tag eingelöst werden. Die Szene nennt es Happy Hour. „Vorschriftsmäßig nehmen das Zeug eh nur 20 Prozent, der Rest spritzt und schnupft doch noch was dazu. An Heroin allein stirbt heute so gut wie keiner mehr.“ Der Mischkonsum bringe die Leute ins Grab. Vier Freunde verlor Stephan alleine dieses Jahr.

Das Schlimme sei aber: „Das Zeug soll dich ja nicht runterbringen vom Stoff, sondern wird als Lebensperspektive ausgegeben. Und die Pharmaindustrie verdient kräftig daran.“

Experten wie Reimar Hinrichs bestätigen den Großteil der Vorwürfe. Die Substitutionspraxis halte die Süchtigen davon ab, „überhaupt einen Leidensdruck zu entwickeln“, sagt er. Dazu komme die Krux der Psychopharmakologie: Oft werden nämlich ärztlich genau die Drogen verordnet, die süchtig machen. Und richtig Geld bringen. „Warum sollte die Psychologen-Sozialarbeiter-Pädagogen-Szene den Patienten gesund werden lassen, wenn sie doch hervorragend an ihm verdient?“, fragt ein weiterer Suchtexperte, der namentlich nicht genannt werden möchte.

Gegen Nachmittag wird Stephan vom Klang der Bongos unterbrochen. Der Ruf zum Kotzen. Über den Hof des Klosters läuft ein Mönch an ihm vorbei, der Oberkörper übersät mit Tattoos. Der Medizinmann des Klosters. Vor über 30 Jahren war er der Kopf eines der großen Bangkoker Drogenkartelle. Als sein Kartell zerschlagen wurde, stellte ihn der Polizeichef – man kannte sich – vor die Wahl: Knast oder Kloster. Er ging ins Kloster, doch erst wollte man ihn, entgegen den Prinzipien, nicht einlassen – man wusste, wer er war. Kurzerhand kettete er sich an einen Baum und harrte aus, bis die Mönche schließlich Erbarmen hatten. Seitdem verabreicht er die braune Medizin.

Die Patienten knien auf dem Betonplatz neben den Schlafbaracken und warten auf ihn. Vor ihnen steht ein großer Stahleimer, literweise gefüllt mit bitterem Tee zum Nachspülen. Stumm starren sie auf die in den Boden eingelassene L-förmige Vertiefung vor ihnen, während sich die andere Gruppe der Kranken, die nach fünf Tagen nur noch eine Tablette des Kräutersuds einnehmen müssen, auf der anderen Seite des kleinen Platzes aufbaut. Eine Trommel wird geschlagen, rhythmisches Klatschen ertönt, und dann schreitet der Medizinmann mit dem schwarz-braunen Gebräu durch das Metalltor. Langsam geht er zum ersten Wartenden und gießt die braune Flüssigkeit in ein Schnapsglas, während das Trommeln lauter wird und die thailändischen Junkies im Takt zu singen beginnen: „Ich bin glücklich, hier zu sein, ich will keine Drogen mehr nehmen. Denn ich weiß, wenn ich nochmals Drogen nehme, werde ich sterben …“

Mit verzerrtem Gesicht führt jeder Einzelne sein Gläschen zum Mund. Sekunden später schießt es aus ihnen heraus, während der Chor die Würgegeräusche gnädig überstimmt. Nach zehn Minuten ist es vorbei. Carl steht schweißnass und mit pochender Halsschlagader im Schatten einer großen Buddhastatue. Der schwefelige Geruch von Lava weht herüber – auf der anderen Seite des Klosters werden in zwei riesigen Stahlröhren Steine geschmolzen, um aus der Lava Buddhastatuen zu gießen. Er rümpft die Nase. Carl ist nun drei Tage hier, das Gröbste hat er hinter sich. Ob er glaubt, dass er es schafft? Er weiß es nicht. Aber etwas ist an diesem Ort, das einen in die Pflicht nimmt. Etwas Spirituelles, sagt er, schleppt sich auf seine Matratze und erzählt vom Dharma-Talk.

In den Dharma-Talks, eigentlich Gespräche über buddhistischen Glauben und Ethik, wird den Ursachen der Sucht nachgeforscht: „Man ist selber verantwortlich für seine Handlungen, man kann nicht immer die mangelnde Liebe seiner Mutter als Rechtfertigung vor sich hertragen, wie ich das getan habe. Die Entscheidung, Drogen zu nehmen, habe ich selbst getroffen, und anscheinend habe ich oft die falschen Entscheidungen getroffen. Ich kann die Vergangenheit zwar nicht mehr ändern, aber ich kann in der Zukunft anders handeln“, wiederholt Carl die Erklärungen des alten Mönches.

Ein paar Stunden später, der Dschungel liegt unter einem klaren Vollmond, geht auch Stephan ins Bett. Er wohnt in einem der einstöckigen weißen Häuser, die am Rande des Waldes stehen. „Es geht darum, durch Meditation den Süchtigen wieder beizubringen, zwischen Richtig und Falsch zu unterscheiden“, sagt er. Aus bloßen Reflexen und Instinkten wie zu Zeiten der Drogensucht sollen wieder eigene Entscheidungen werden, erklärt Stephan den Sinn der Dharma-Talks.

Der Kegel seiner Taschenlampe tastet den Boden nach Schlangen ab, ein kühler Wind weht durch die Bananenpalmen. Aus einem der Häuser dringt Musik. Eine Nonne steht auf der Veranda, kahlgeschoren, im weißen Gewand. Im Näherkommen erkennt man Melodie und Text. Melanies Stimme trägt eine Zeile der Stones in die Nacht: „Yesterday don't matter cause it's gone.“ ■





Alltag im Entzugskloster: Zuerst Pass und Geld abgeben, dann jeden Tag um 15.30 Uhr über der Latrine hängen